

Jean-Paul [Fortsetzung]

Autor(en): **Rasmussen, Holger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

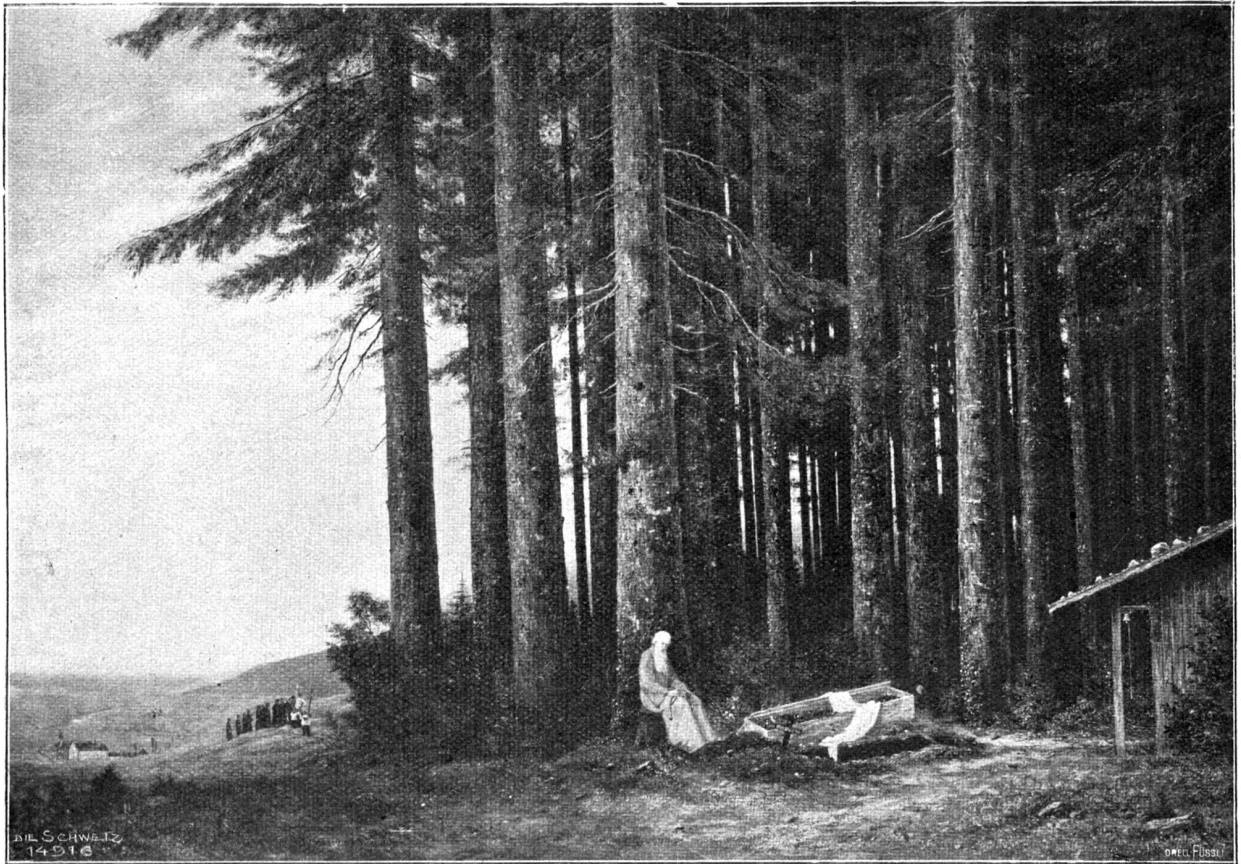
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Des Büssers Tod. Nach dem Gemälde von Valz Stäger, Zürich.

« Jean-Paul »

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

Drittes Buch: Das Glück von der Landstraße.

I.

Die kleine stille Stadt im Heimatlande gleicht sich selber nicht mehr.

Bis weit in die Nacht hinein hallte der Markt wieder vom Gehämmern und Geklopfe. Zelt an Zelt und Bude an Bude war aufgerichtet worden. Beim Schein des blanken, weißen Septembermonds war nach und nach eine ganze phantastische Stadt in der Stadt emporgewachsen. Und als die Bürger am Morgen erwachten und sich die Augen rieben, da fanden sie die ganze Herrlichkeit wie durch einen Zauber der Nacht auf die ausgetretenen Pflastersteine des Marktes hingeworfen, wo das Gras hoch und wild und grün wuchs.

Straße auf und Straße ab: weiße Zelte, blaue und grüne Buden, flatternde Flaggen, bunte Schilde und bunte Menschen. Gebrüll, Gewieher und Geblöke. Gelächter, Aufe und Orgelmusik.

Und inmitten des ganzen Getümmels der König des Landes, stumm und ernst in seiner erzenen Ruhe, ein wenig hervortretend auf dem steinernen Sockel zwischen dem Zelt einer Riesendame und einem gewaltigen Laden mit Honigkuchen...

Vom frühesten Morgen an waren die beiden Wege, die nach der kleinen Stadt führten, von Menschen und Vieh befahren worden. Ein Wagen folgte dem andern, hochbeladen mit Burschen und gepusteten Bauernmädchen, deren vielfarbige Trachten festlich in der steigenden Sonne geleuchtet hatten. Koppeln von blanken Pferden, Herden von Kühen und Ochsen, Scharen von Schafen mit roten und grünen Zeichen in der weißgrauen Wolle. Barfüßige Kinder von den Ausmärker-

höfen und saubergekleidete Bauernknaben in halbwollener Kleidung und dicken Schnürschuhen, mit braunen, stumpfnäsigen Gesichtern, weißblondem Haar und Schirmmütze. Leiermänner, die mühsam ihr Positiv auf dem Rücken schleppten. Reisende Handwerksbursche, die in der kleinen Stadt für einen Tag Vergnügen und einen Schilling zufälligen Verdienst erhofften. Drei Zigeuner mit Dudelsack und Glockenspiel. Ein Mann mit einer Gitarre auf dem Rücken und einem Affen unter dem Arm. Eine Frau mit gedruckten Liedern. Ein blinder Knabe, der die Flöte blies, und ein gichtbrüchiger Krüppel, der mit der einen Hand, die Gott gesund erhalten hatte, Harmonika spielte...

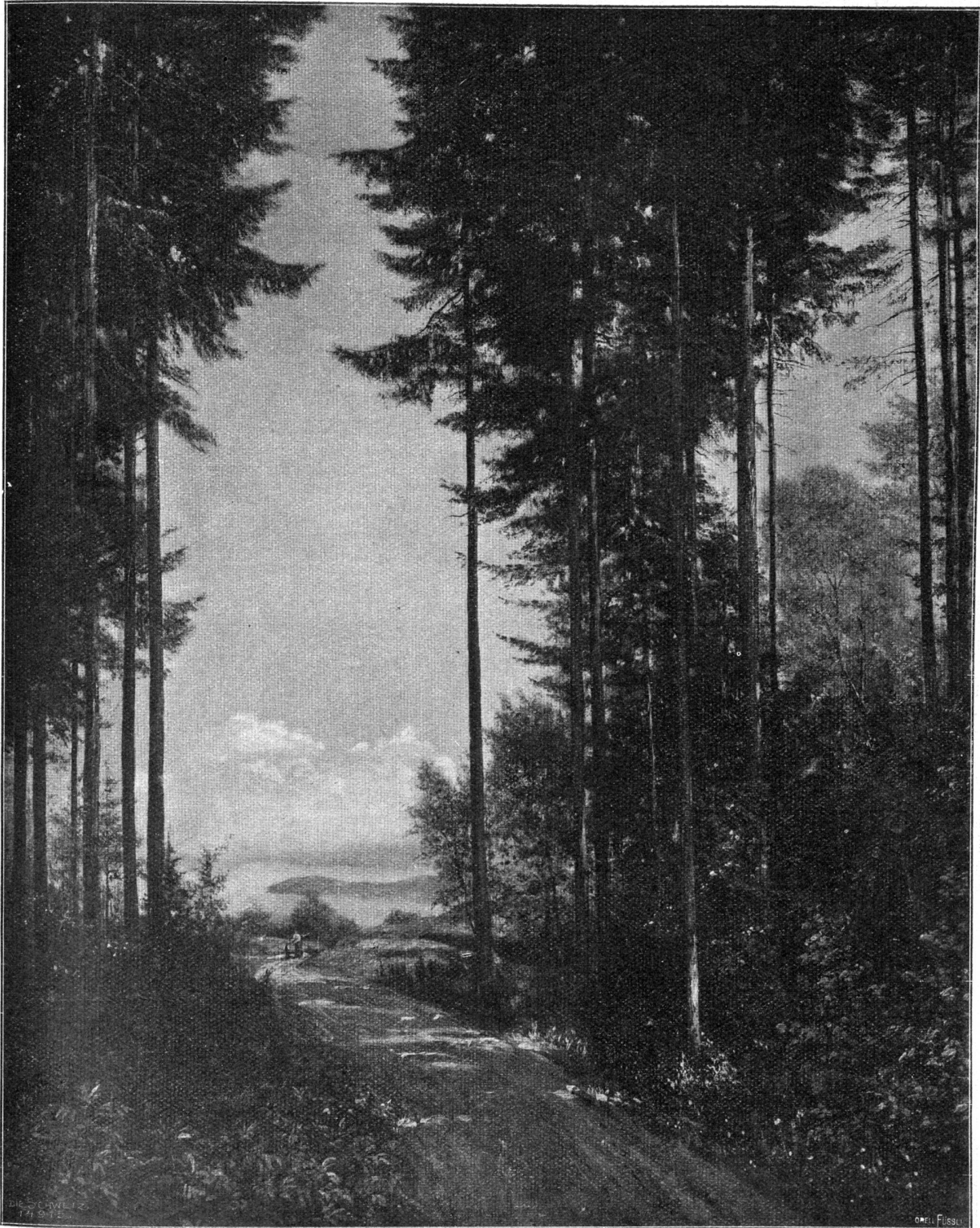
Mitten am Tag war der Markt in vollem Gang, und sein verworrener Chor stieg und stieg mit der Sonne, die septembermild auf die kleine Stadt herabschien.

Aus den langen Schenkelten, wo die Bauern lärmend Leikauf tranken, drang ein qualmender Dampf von Brennholzrauch, von Kaffee und Spiritus.

Am die Kramläden wogte verführerisch der Geruch von Firnis auf frischbemaltem Spielzeug und würziger Zuckerduft von frischen Honigkuchen.

Fünf oder sechs Drehorgeln spielten gleichzeitig. Eine große Trommel wurde fortwährend bearbeitet. Die Dame auf dem weißen kegelförmigen Dach des Karussells drehte und drehte sich in ewiger Melancholie.

Die Ausrufer schrien immer lauter, je mehr der Tag vorrückte und die Chancen schwanden. Bei Tombola und Blatterspiel, bei Ringwerfen und Kanonenschießen sollte man jedesmal



Durchblick auf den Zürichsee (bei Oberlieben). Nach dem Gemälde von Walz Stäger, Zürich.

gewinnen. Bei dem Feuerkönig und im Wachsabinet, bei der fetten Dame, dem Zauberer und dem Widder mit den sechs Beinen, überall bekam man etwas wirklich Gesundes und Interessantes für eine wahre Bagatelle zu sehen.

Treten Sie gefälligst ein, Sie werden gleich sehen!

Der Lärm stieg.

Ungebuldige Tiere brüllten traurig nach einem Käufer. Pferde liefen mit klappernden Hufen auf dem schmalen Gassenstreifen hin, der den Händlern zum Vorweisen zur Verfügung stand. Der Volkshaufe summte lauter. Schreiballone und Rindertrompeten mischten sich lustig in den Chor, und die Leiermänner arbeiteten, als müßte an diesem Tag der letzte Laut aus ihrem elenden Instrument herausgedreht werden . . .

Doben an der einen Ecke des Marktes fiel plötzlich ein ganzes Hornorchester in den Lärm ein. Es schien eine Zeit lang gleichsam einen Stummheitsgürtel über den Marktplatz hinab zu bilden. Kurze Zeit hörte man nichts anderes als die schrillen Trompeten, bis der Lärm ringsum wieder wuchs.

Aber eine Menge Menschen hatte einen Augenblick innegehalten und war den Tönen nachgegangen . . .

Auf einer Tribüne vor einer Zelteinbeugung, die nicht überdacht war, standen vier Männer mit verbeulten und fürchterlich oxydierten Messinghörnern, aus denen sie einen Zirkusgalopp auf den Markt hinaus schleuderten. Ein großer, sehr schöner Mann in abgenutztem, rosarotem Wolltrikot, über den er einen alten, dunkeln Ulster geworfen hatte, blies die Melodie auf dem Cornet, und die andern drei, zwei junge Menschen und ein blondhaariger Knabe, sekundierten, so gut sie konnten, auf der Trompete und dem tubaförmigen Althorn. — Ein fünfter Mann, als Pierrot gekleidet, ohne Hut, dagegen mit einem roten, baumwollenen Taschentuch um den Kopf, traktierte ein höchst eigentümliches Instrument. Es war eine Art Parodievioline mit Saiten von Eisendraht, zu der als Bogen eine lange, rostige Stichsäge dienen mußte. An den Fortstellen fiel er zuweilen mit einer freischenden, sehr unmusikalischen

Begleitung ein. — Der Pierrot war Jean-Paul, der blondhaarige Knabe Ingolf.

Ueber dem Eingang, hinter welchem Galgen mit verschiedenen Turnapparaten aufragten, las man auf gewaltigem Schild: Hoffmanns Tivoli.

Akrobatik, Jongleurkunst, Zaubertheater.

Die stärkste Dame der Welt.

Die besten Artisten des Platzes.

Die Musik schloß, und einer der jungen Menschen trat einen Schritt vor auf der Breitertribüne und begann auszurufen.

Der junge Mann, der einfältige, wasserblaue Augen hatte und ganz kurzgeschorenes, blondes Haar, lispelte fürchterlich.

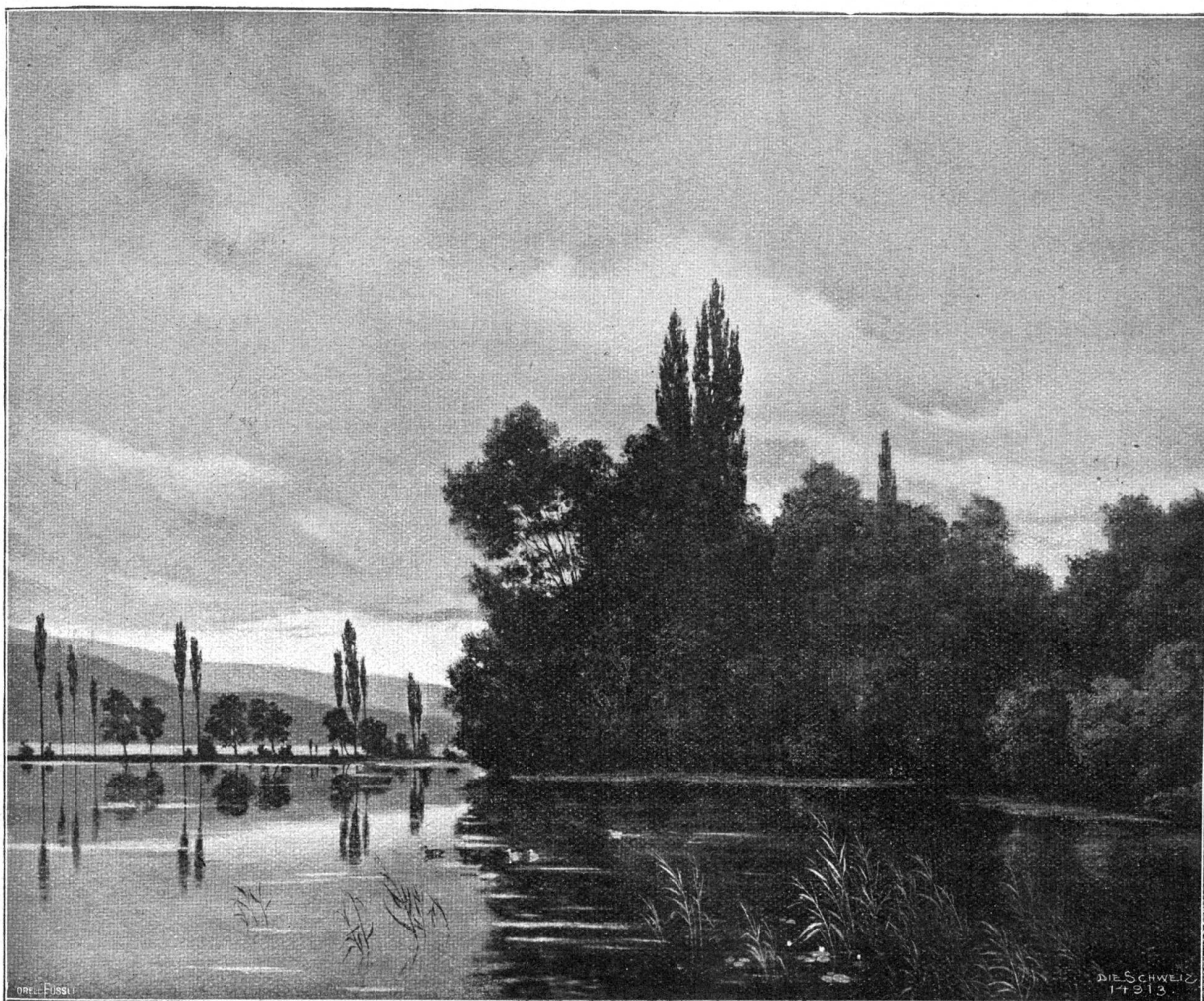
Um seine magern, hohlen Schenkel hing der gestopfte grüne Trikot in Falten, und seine spröde, lispelnde Stimme tönte wie ein bittender Appell an die Barmherzigkeit des Publikums:

„Belieben Sie, meine Damen und Herren! Tretet ein in Hoffmanns Tivoli! Sie brauchen sich nicht zu bedenken; denn Sie werden nicht getäuscht! Hier bekommen Sie keine ausländische Gaukelei zu sehen! Was hier geboten wird, ist wirklich gut! Tretet Sie ein und überzeugen Sie sich selber! Hier im Tivoli treten wirkliche Künstler auf! Der berühmte Feuerkönig, der in Gegenwart mehrerer Aerzte siedendes Del und geschmolzenes Blei getrunken hat, wird Ihnen hier das gleiche Experiment zeigen, und jeder kann kommen und konstatieren, daß es kein Humbug ist! Hier finden sich Luftgymnastik und Jongleurkunst, da ist die starke Dame, die fünf-hundert Pfund auf ihrer Brust trägt, das Zaubertheater und der beste Pierrot und dumme Peter der Welt! Tretet Sie ein, meine Herren und Damen, lassen Sie sich nicht davon abhalten! Es ist etwas wirklich Gutes, was Sie hier sehen werden, und das Entrée ist so niedrig, daß alle, Vornehm und Gering, eintreten können! Bleiben Sie nicht zurück! Bleiben Sie nicht zurück! . . .“

Und das Publikum blieb wirklich nicht zurück. Das reichschaffene Lipeln des jungen Gauklers schlen Vertrauen zu er-



Abend bei Zürich (auf der Straße nach Wyllikon). Nach dem Gemälde von Valz Stäger, Zürich. 23



Abend bei der Au (am Zürichsee). Nach dem Gemälde von Paul Stäger, Zürich.

wecken oder wenigstens die Neugierde des Hausens zu reizen. Nach und nach füllte sich die ziemlich geräumige Einfassung, auf deren einer Seite ein wirkliches Zelt aufgerichtet war, mit Stadtleuten, Bauern und Kindern, die mit großer Andacht auf den ungehobelten Bretterbänken Platz nahmen.

Die Sonne schien senkrecht auf den viereckigen, mit gelben Sägespänen bestreuten Schauplatz und auf das rechtshaffenen schwitzende Publikum.

Am Eingang sandten die Hörner der Gaukler eine letzte verführerische Fanfare in das bunte Gewimmel des Markttagess hinaus . . .

Die Wartezeit wurde vom Publikum auf verschiedene Weise abgekürzt. Die Bauernbursche stopften ihre Pfeifen und zündeten sie an. Eine Familie mit drei Kindern packte geschnittenes Landbrot auf einem gewürfelten Taschentuch aus und begann ihr Zwischenmahl einzunehmen. Eine Gesellschaft, aus fünf oder sechs gepuzten Mädchen bestehend, teilte redlich ein Paket Honigkuchen zwischen sich. Neben zwei kleinstädtisch gekleideten Damen saß ein junger Student, der Witze machte und Pfefferminze als Medizin gegen Nabelkeit verteilte. Auf der ersten Bank fand sich eine lange Reihe Kinder, die dem Volkzisten des Städtchens gehörten und deshalb freien Eintritt hatten. Sie leckten abwechselnd an einem Stück roten Brustzuckers, und die Gesichter aller waren wie in Anislin getaucht. Am Eingang stand ihr väterlicher Urheber, seine „korporliche“ Autorität auf ein gelbes spanisches Rohr stützend.

Draußen schwieg die Musik.

Noch einmal hörte man den grundehrlichen Ausrufer seine vielversprechende Lektion durchgehen, und ein paar neue Zu-

schauer plumpsten herein. Man rückte zusammen auf den Bänken, und nun war das Haus im wesentlichen ausverkauft.

Die vier hornblasenden Gaukler zogen sich zurück.

Ein Bauernbursche mit einer großen geschnitzten, hölzernen Pfeife im Mund, den ein paar Gläser Kaffeepunsch großprecherisch gemacht hatten, rief ihnen, als sie vorübergingen, zu:

„Na, ihr da, Komödianten! Macht 'nen Anfang mit der Geschichte!“

Aber keiner der Gaukler schien seine Existenz zu beachten. Sie verschwanden stumm hinter dem Zeltvorhang, und der Bursche setzte sich mit einem verblüfften Grinsen unter die Mädchen, deren aufwartender Kavaller er war.

Jean-Paul, der Pierrot mit dem roten Baumwolltaschentuch um den Kopf, hatte eine Drehorgel aufgesucht, die links vom Zelteingang stand. Mit einer müden Bewegung begann er die Kurbel zu drehen . . .

Das Positiv flötete einen alten Wienerwalzer, eines jener Erzeugnisse, die einmal zur Lustigkeit und Freude geschaffen wurden, aber auf Walzen und Leiterkasten der Bretterbude gesetzt ein wunderbarlich sehnsuchtsvolles und wehmütiges Lied singen, das nach etwas Farbenreichtem und Entferntem hinzieht . . .

Die Musik wirkte verschieden.

Die Gesichter der Kinder nahmen einen erwartungsvollen Ausdruck an. Die Bauern grinsten einander breit an. Die jungen, städtisch gekleideten Damen blinzelten wie Tauben und schienen auf ihrem Sitz unruhig zu werden. Der Student nagte plötzlich nachdenklich an seinem Stockknopf, und es hatte wirklich einen Augenblick den Anschein, als dächte er etwas Grustes . . .



Heranziehendes Gewitter bei Mollis (St. Clarus). Nach dem Gemälde von Valz Stäger, Zürich.

Dann begann die Vorstellung, während der Leierkasten seinen frohen Walzer von der Stadt am breiten Fluß hinausweinte.

Eine große, graue Kugel wurde auf die gelben Sägespähne hereingerollt. Eine Dame trat vor und machte ihre schuldbige Reverenz vor dem Publikum. Sie war wohl gut in den vierzig, breit und schwer in ihrem fleischfarbenen Trikot mit den abgenutzten Silberfransen, das stark sommersprossige Gesicht von den vielerlei Strapazen des Lebens mitgenommen. Eine Flut von dunkelbraunem Haar war zu einem dicken Zopf zusammengeflochten, der gerade über ihren nackten, sonnerbrannten Rücken hinabhing. Mit einem leichten Satz stellte sie ihre breiten Füße auf den rollenden Globus, und während die Beine losstrüppelten, schlotterten und wackelten alle ihre Körperformen hilflos unter dem gestopften Trikot und den abgenutzten Franzen. Ein Mann warf ihr ein paar Messingkugeln zu, und die Dame begann zu jonglieren, während sie forttrippelnd sich im Gleichgewicht zu halten suchte.

Damit war dieser Teil ihrer Leistung zu Ende.

Sie hüpfte von der Kugel herab und machte wieder ein paar grüßende Armbewegungen.

Der Student applaudierte, unterstützt von den Kindern des Polizisten und dem Bauernburschen mit der geknizten Tabakspfeife.

Aber es kam noch mehr.

Die Gauklerin begann ihr Haar zu lösen. Im Lauf von ein paar Sekunden hatte sie ein Stück Strick mit einem daran gebängten eisernen Haken in ihren dicken Zopf eingeflochten. Zwei Männer schleppten einen gewaltigen, mit Tauen umwundenen Miesenstein in die Arena. „Hundert Pfund“ stand mit blauer Kreide daraufgeschrieben. Die Dame beugte sich vor, beide Hände auf ihre Knie stützend. Ein Mann befestigte den

Eisenhaken an den Tauen, und langsam zog sie an ihrem Haar den Stein vom Boden auf . . .

Dieses Kunststück überwältigte die Bauern, und nun wurde der Beifall reichlich und gleichmäßig gesendet.

Die Leistungen folgten sich jetzt Schlag auf Schlag, und da war alles, was das Herz verlangen konnte: Seiltanz, Gymnastik, Zauberei und dressierte Affen . . .

Jean-Paul hatte beständig seine Drehorgel gedreht. Dann und wann hielt er einen Augenblick inne, zuweilen die Melodie ändernd, den Anforderungen der Vorstellung entsprechend.

Er hatte diese feine Arbeit ganz mechanisch besorgt, und das weißbemalte Gesicht mit dem breiten, roten Mund und den schwarzen, fettglänzenden Halbmondbrauen glich einer toten Pappmaske, durch deren Augenhöhlen man schwaches Leben erblickte . . .

Unter dem Galgen wurde ein Teppich ausgebreitet und ein Trapez klar gemacht. Es bestand in aller Einfachheit aus einer Eisenstange und zwei Stricken, unten mit roten Lappen unwickelt zum Schutz der Hände und Füße.

Die Reihe kam an Jngolf.

Jean-Paul hatte unterdessen das Register seines Leierkastens ausgedreht, und der Walzer von vorhin goß wieder seine schwermütige Bretterbodenhymn über die Naiven aus . . .

Jngolf war in den beiden letzten Jahren gewachsen — er hatte eben elf Jahre erreicht — und seine Glieder hatten eine festere Form angenommen. Er war in rein weißen Baumwolltrikot gekleidet, der frisch gewaschen und stramm seinen zierlichen Körper umgab. Schon jetzt zeichneten sich klar die feinen Lichter und Schatten der Muskeln ab.

Der Knabe schritt mit der ihm eigenen, angeborenen ruhigen Eleganz über die Sägespähne; die ganz entblößten Arme waren



Gostenhorn bei Unterterzen am Walensee.
Nach dem Gemälde von Balz Säger, Zürich.

hübsch mit den Schultern verbunden. Die schmalen Hüften wurden ohne Wiegen getragen. Die Füße, die in Segeltuchstiefeln steckten, ebenso weiß und reingewaschen wie alles andere, traten fest und sicher auf. Es war merkwürdig, wie wenig die Sonne Jngolfs Haut etwas anhaben konnte. Sie war weiß und zart wie diejenige eines Kindes.

Unter dem Trapez, mitten auf dem dünnen Teppich blieb er stehen und neigte ein paarmal grüßend den Kopf. Jngolf trat mit dem gleichen Anstand auf, als befände er sich vor einem Parkett von Kaisern und Königen, vor denen er seine Kunststücke machen sollte.

Er kletterte ein paar Ellen weit in die Höhe, erfaßte die Trapezstange, schwang sich hinauf und begann zu arbeiten . . .

Der Pierrot am Leierkasten folgte gespannt jeder Bewegung. Ein paarmal schien er mit einem ängstlichen Blick die Entfernung zwischen dem Boden und dem arbeitenden Knaben zu messen . . . Daß man auch so arm sein mußte, daß einem nicht einmal eine Matratze zur Verfügung stand! Welchen Schutz bot wohl der elende dünne Teppich und die lockere Schicht Sägespäne auf den harten unebenen Pflastersteinen?

Jean-Paul drehte und drehte, während der Schweiß auf seiner bemalten Stirne hervorbrach. Er trocknete sich mit den weißen Rockärmeln und nahm die Schminke mit.

Jngolf arbeitete mit einer eigentümlich langsamen Anmut. Er beugte und streckte seinen kleinen Körper in harmonischen Schönheitslinien. Die Anstrengung trieb ihm das Blut in die Wangen. Die Augen funkelten mit einem eigentümlichen dunkeln Glanz. Diese junge Leistung in der Gauklerbude hatte einen gewissen festlichen Anstrich. Denn die Arbeit des kleinen blondhaarigen Akrobaten hatte etwas von jener angeborenen, plastischen Poesie an sich, die die Kunst aller Glieder adelt . . .

Nun stand er wieder auf dem Teppich unter dem Trapez. Einen Augenblick entfernte sich der Pierrot von seinem Leierkasten und trat zu Jngolf. In der Hand hielt er ein leeres Glas, das er auf den Teppich hinter den Knaben gestellt hatte. Sie tauchten ein Lächeln aus, und Jean-Paul kehrte wieder zum Positiv zurück.

Jngolf griff sich mit beiden Händen an die Hüften. Dann neigte er sich in einer hübschen Bogenlinie nach rückwärts, ergriff das Glas mit den Zähnen und richtete sich langsam wieder in stehende Lage auf.

Ein kräftiger Beifall folgte, und der Knabe ging mit seinem Glas durch die Reihen. Er nahm diese kontraktmäßige Wanderung nicht wie ein Bettler vor, der um ein Scherflein bettelt, sondern als derjenige, der das Recht hat zu fordern . . .

Das Glas füllte sich mit Kupfermünzen, der Student warf eine blanke Silbermünze hinein, als die Reihe an ihn kam. Aber eine der jungen Damen des Städtchens, in deren Gesellschaft er war, kam plötzlich auf einen tollen Gedanken. Sie schlang beide Arme um Jngolf, zog ihn an sich und küßte ihn. Die Vorstellung war zu Ende.

Der Pierrot dankte für den guten Besuch, und das Gehege leerte sich langsam.

Aber einen Augenblick später tutete das Hornorchester wieder los, und der lispelnde junge Mann sprach eindringlich zu den Marktleuten:

„Belieben Sie einzutreten, meine Damen und Herren! Hier bekommen Sie wirklich etwas Gutes zu sehen! Lassen Sie sich nicht abhalten! Lassen sie sich nur nicht abhalten!“

Und das Publikum blieb nicht zurück.
Noch einmal anfangen — noch einmal!

II.

Es war gleichsam ein leerer Raum im Kopfe Jean-Pauls zurückgeblieben nach dem Tod seiner Frau und seines Sohnes.

Jngolfs Anstellung am Variététheater der alten Stadt lief ab, und eine Zeit lang hatten sie beide in gleichgültiger Untätigkeit gelebt. Erschlafft und aufgerieben von Kummer, wie der Artist war, hatte er noch keinen Plan zu neuer Arbeit gefaßt. Alles war ihm vollständig gleichgültig geworden. Die Zukunft erschien ihm als eine lange dunkle Nacht, ein schwerer unruhiger Schlaf voll böser Träume, aus denen ihn die brutalen Ansprüche des Lebens aufrüttelten.

Ach, Jean-Paul hätte gerne weiter geträumt, sich in die graue, unendliche Nacht hineingeträumt, in der die Augen für immer geschlossen sind, wo nichts, gar nichts mehr gefordert wird, wo keine Sorge sich findet und Schlaf und Ruhe ewig dauern! Wo alles vergessen ist und Staub im Staube wird

— alles, was auf Erden groß und reich war! Alles, um das die Menschen kämpfen: das Glück — das kurze Glück des Lebens, die vergängliche Freude des Tages!

Aber die Nacht wollte nicht fort dauern. Der Morgen kam doch und pochte an. Die beiden Menschen mußten zu essen haben — zu essen, trotz Sorgen, Schmerzen, verlorenem Glauben und gebrochenem Glück . . .

Jean-Paul hatte dann an Direktor Dwórák geschrieben. Aber der kleine, stolze Ungar, der sich über den frühern Abschlagn Jean-Pauls gekränkt fühlte, bedauerte nun, ihm und dem Knaben keine neue Anstellung bieten zu können . . .

Jean-Pauls Geld war ganz auf die Reize gegangen. Nun galt es also, das Leben zu fristen, so gut man konnte.

Durch einen Artistenagenten erhielten er und Jngolf endlich für kurze Zeit Anstellung an einem kleinern Zirkus. Aber es zeigte sich sehr bald, daß Jean-Paul nicht mehr der Gleiche war. Der witzige dumme Peter existierte nicht mehr. Der Bajazzo mit dem klugen Kopfe war tot.

Jean-Paul selbst begriff nicht, wie es zugeht; aber es war eine unumstößliche Tatsache: er taugte nicht mehr.

Die große Kunst der Improvisation, all diese heikenden und barocken Einfälle, die in frühern Tagen beständig seinem Kopf entsprangen, wo waren sie hin?

Witzig? Wie hätte er witzig sein können? Weißend, äzend? Worüber hätte er noch die Geißel schwingen können? Ueber den Tod? Was nützt es auf ihn loszuzetteln? Der Tod ist kein Gegenstand zum Lachen, der Tod wurde nie Clown!

Ein weinender Mann dichtet keine Witze, und Jean-Paul hatte nie zum voraus seine Noten aufstellen können. Nam die Melodie, so kam sie, und kam sie nicht, so tauchten wohl in der Eile einige Strophen auf, die für eine Melodie gelten konnten. Aber jetzt kam gar nichts, weder Strophen noch Melodie.

Und Jean-Paul konnte nicht turnen.

Die Kunst des Körpers kann auch Lustigkeit erregen; aber damit hatte sich Jean-Paul doch nicht einen Namen gemacht. Und um seinen Fuß war es in den letzten Tagen besonders schlecht gestanden. Von Sprüngen konnte gar keine Rede mehr sein . . .

Jean-Paul machte kein Glück in dem kleinen Zirkus, und Jngolfs Kunst reichte nicht aus, um die Anstellung zu einer dauernden zu machen. Nach dem vierzehntägigen Auftreten, auf das der Kontrakt gelaute hatte, erklärte der Direktor offen, daß er mit ihnen einen schlechten Handel gemacht habe und daß von diesem Tage an die Anstellung als aufgehoben zu betrachten sei . . .

So standen sie also wieder da im fremden Lande, ohne Geld oder Mittel zum Unterhalt des Lebens.

Oft fühlte Jean-Paul Schmerzen bei dem Gedanken, daß er Jngolf von Gautie fortgenommen hatte. Gewiß, der Knabe war von dem Clown nicht gut behandelt worden. Aber er hatte wenigstens Kleider und Nahrung. Und im Laufe der Jahre würde er doch soviel gelernt haben, daß er einmal auf eigene Faust sich hätte durchs Leben schlagen können.

Was hatte Jean-Paul ihm dafür zu bieten? Was vermochte er für ihn noch zu tun? Wo sollten sie beide hin? . . . Und trotz aller Verzweiflung konnte doch der Artist den Gedanken nicht zu Ende denken, daß er sich möglicherweise von dem Knaben trennen müßte.

Nein, nein, das sollte nicht geschehen! Da wollte er lieber an den Hafen gehen und Arbeit suchen! Lieber von Türe zu Türe wandern, soweit sein kranker Fuß ihn tragen konnte und gute Menschen um ein wenig Verdienst bitten! Das Brot, das Brot mußte er doch wenigstens für sich und seinen Pflegesohn verdienen können!

Ja aber, genügte es denn, daß sie leben konnten! Welche Zukunft erwartete sie? Was würde aus dem Knaben werden? Nein, ach nein, es nützte nichts, sich in armselige Illusionen einzuwiegen!

Für Jngolf wäre es am besten gewesen, wenn er bei dem Clown geblieben wäre, eine langsame Entwicklung und Ausbildung durchgemacht und vielleicht einmal als tüchtiger Artist geendet hätte . . .

Eines Tages, als die Not am größten war — sie hatten an diesem Morgen den letzten Schilling in der Herberge ausgegeben, in der sie logierten — fragte Jean-Paul Jngolf, ob er nicht an Gautie schreiben oder ihm bei einem andern Lehrmeister Platz verschaffen sollte. Mit Weh im Herzen mußte er den Knaben von der Klugheit dieses Vorschlages überzeugen.



Er selbst sah keinen andern Ausweg; das Kind schuldete es sich selber, ihm zu folgen.

Aber sein Versuch, Ingolf zu überreden, war ganz fruchtlos. Warum er ihn los sein wolle? Was er getan habe... Er solle ihn nicht fortsenden, er wolle fleißig sein! Sie bekämen ja wohl wieder Arbeit! Er wolle bei keinem andern bleiben! Und der Knabe weinte.

Aber sein heftiger Widerstand und sein Kummer über diesen Vorschlag fielen wie ein warmer Sonnenstrahl in die dunkle gemarterte Seele des Arzisten.

Nein, sie wollten sich nicht trennen. Sie wollten immer beisammen bleiben, das Leben mochte dann kommen, wie es wollte!...

Werkwürdig, es war auf einmal neue Hoffnung über die beiden armen Menschen, den Mann und den Knaben, gekommen, jetzt, als der Bund zwischen ihnen aufs neue fest und für alle Zeit geknüpft war...

Erfüllt von einer gewissen blassen Freude wanderten sie an diesem Tag zusammen auf einem der Wege hinaus, die nach der Stadt führten.

Woher morgen das Brot kommen sollte, wußten sie nicht. Aber die Sonne schien so mild an diesem hellen Herbsttag. Auf den Stoppelfeldern duftete die Krautemünze, und den Straßenrändern entlang standen grüne Büsche mit sammetblauen Schlehen und roten Hagebutten. Die Stare sammelten sich in Scharen, und die Wildenten zogen. Weit draußen über den graugelben Feldern und den dunkelgrünen Wiesen flogen sie in Linien und Keilen mit kurzen lockenden Schreien, Sehnsucht und Verlangen nach Freiheit und Flügeln bei denjenigen weckend, die starrend am Weg stehen blieben...

Aber am gleichen Abend schlug „Hoffmanns Tivoli“ seine Gauflerbude auf dem Marktplatz an der Grenze der Stadt auf... (Fortsetzung folgt).

Untergang.

Novelle von Arthur Zimmermann, Verleger bei Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Alle diese Bilder zogen in bunter, rascher Reihenfolge an meiner Seele vorüber, und ich seufzte unwillkürlich tief und laut auf, indem ich zur Wirklichkeit erwachte.

Mein Gegenüber fuhr bei dem Seufzer erschreckt aus seinem Brüten empor und frug:

„Was hast du?“

„Ich träumte, mein Lieber!“ sprach ich und sah ihn traurig und erwartungsvoll an.

„Träume sind ungesund,“ entgegnete vor sich hin murmelnd Herter; „ich habe auch einmal geträumt... Doch das ist schon lange her...“

Ein schwerer Atemzug hob seine Brust, und rascher, wie wenn er eine unangenehme Erinnerung verschrecken wollte, fuhr er fort:

„Ja... Woher ich komme und was mich herführt, frugst du mich? Höre!“

„Seit jener Zeit, da ich den Pfarrrock an den Nagel hängte oder hängen mußte, habe ich mich in aller Herren Länder herumgetrieben. Du kennst ja meine Geschichte... Nicht?...“

Oder nicht ganz?... Ja, ja!... Du sollst sie aber kennen lernen, heute sollst du sie kennen lernen, ganz, ohne jedes Mäntelchen! Also herumgetrieben habe ich mich wie ein rechter Landfahrer und Landstreicher... von Stadt zu Stadt... von Land zu Land... und habe nirgends Ruhe gefunden! Bald arbeitend und zur Not verdienend, was ich brauchte... bald... bettelnd oder schmarotzend... aber immer trinkend, zechend... laufend, um mein Glend, mein namenloses Glend zu betäuben und einzuschlafen, das wie ein krächzender Rabenschwarm mir folgte... überallhin... wo ich ging und stand. Ich glaubte ihm entrinnen zu können... glaubte stärker zu sein, als das Schicksal... es unterzukriegen... Umsonst! Des Morgens beim Erwachen stand die Erinnerung... die entsetzliche, unauslösbare als stumme Begleiterin neben mir, und des Abends war sie es, die mir zu unruhigem Schlummer die Augen zudrückte und mich im Traume verfolgte!

So bin ich alt und grau geworden... und habe den un-mühen Kampf längst aufgegeben...“